

Illustriertes Sonntags-Blatt

Beilage zum
Sadamarer Anzeiger.

Verlag von Joh. Wilh. Hörter in Sadamar.

1917. * Nr. 37

Kleinstadt-Menschen.

Roman von Robert Misch.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

der Potsdamerstraße. — Er bog in die Wilhelmstraße ein und betrat den „Reichshof“, den er nur von unvermeidlichen Einladungen seiner bisherigen Amtskollegen her kannte.

Beinahe wäre er wieder umgekehrt. An einem großen Tisch saß der Hofmarschall mit seinen Töchtern, seinem Sohne, dem Leutnant — er und Bruno fanden sich gegenseitig unausföhrlich — und dem jovialen, weinroten Herrn, der ihm als Rittergutsbesitzer Baron Preinitz vorgestellt wurde.

Das Unvermeidliche geschah: der Hofmarschall forderte ihn auf, wenn er nicht durch andere Verabredung gehindert sei, bei ihnen Platz zu nehmen und sein Gast zu sein.

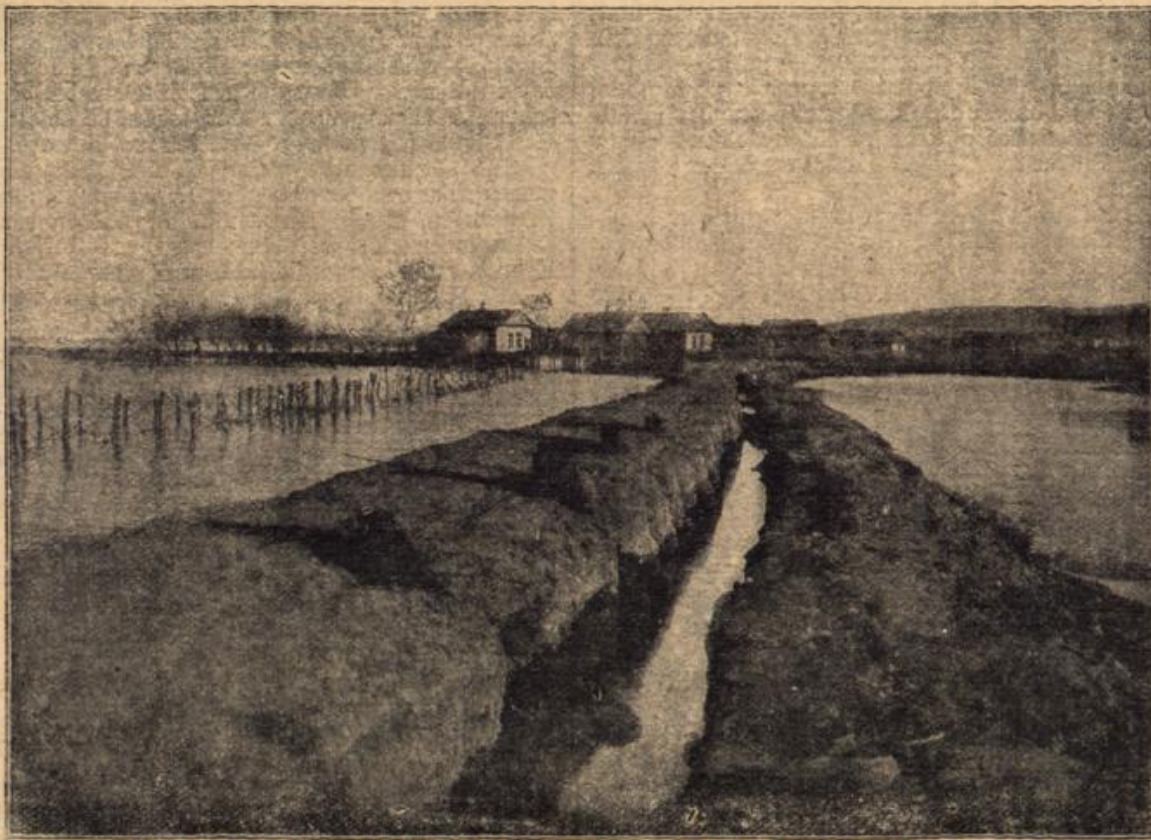
Ehe er es noch so recht wußte, saß er bereits zwischen dem „Onkel“ und Rita vor seiner Suppe und einem Glas Rotwein.

Wie immer, wenn ein fremdes Element in eine abgeschlossene Gesellschaft gerät, flodte plötzlich das vorher lebhaftes Ge-

spräch. Die üblichen Höflichkeitsfragen wurden gestellt und beantwortet; und der Tisch, dem sich alle andachtsvoll widmeten, verhinderte auch ein lebhafteres Gespräch.

Bruno stammelte einige Entschuldigungen. Das bevorstehende Examen, Amtsgeschäfte und Arbeiten aller Art hätten ihn verhindert, seinem ersten einen zweiten Besuch folgen zu lassen; und was ein wohl-erzogener junger Mann in solchen Fällen noch sonst alles zu sagen pflegte.

Der „Onkel“ Hofmarschall nahm es mit der ihm eigenen kühlen und weltmännischen Gelassenheit auf. — „Mia schwieg, und nur Rita meinte, er hätte immerhin einmal kommen können, um die schönen Sommer-Erinnerungen aufzufrischen. Dann gab es wieder eine Verlegenheitspause, die ein Artischodengang mit einer Ragoutbeilage angenehm ausfüllte.



Bulgarische Stellung im Sumpfgelände der Donau an der bugarabischen Front. Phot. Max Wipperling.

Nach bei dem Hofmarschall hatte Bruno, trotz wiederholter mütterlicher Ermahnungen, die den Schluß jedes Briefes bildeten, nur einmal vorgesprochen und zum Glück niemand zu Hause getroffen. Oder Mia hatte sich verleugnen lassen. Darüber zerbrach er sich weiter den Kopf, schickte zu Neujahr nur ein Kärtchen und eine Abendeinladung ab.

Es ging ihm jetzt plötzlich durch den Kopf, als er dem Hofmarschall und seinen beiden Töchtern in Begleitung eines wohlhabenden, rotbackigen Herrn begegnete. Er hatte doch ein gutes Gewissen. Auch wurde sein Gruß so zeremoniös fühl-

bar, daß er vorzog, anzunehmen; trotz der nicht zu leugnenden Lust zu bleiben. Ihre „Da Bruno!“ — er eifrig schnitten über erst aus dem Sausen gegen zurück. — „Grazierte Polym, dann ging es über die Stadt. Es war von Lee worden. — Spazier-er hatten die Gast-er oder Hause.

gen. Berlin speiste zu Mittag und auch Bruno spürte, daß Mensch sei und die alten Babylonier nicht satt machten. — „Mia wollte er nun einmal zu Ehren seiner neu errungenen „füppig“ sein. Auch traf er seine Tischgenossen — junge Orientalisten und den Historiker — Sonntags an dem gewohnten Stammtisch der Weinstube in

Sogar Brunos weltungeläufiger Harmlosigkeit und gerader Unbefangenheit fiel es einigermaßen auf. Er schien hier zu stören und bereute es schon lebhaft, die Einladung nicht unter irgendeinem Vorwand abgelehnt zu haben.

Die Unbefangenste war noch Rita. Sie schwärmte von Fichtenrode, der Tante, der herrlichen Villa mit ihren prachtvollen Möbel- und Silberschätzen, erkundigte sich nach der „kleinen Italienerin“, die sich ja den Doktor geangelt hätte.

Mia wurde blutrot und versuchte vergeblich, diesen Wasserstrom einzudämmen. Als die kleine Naive daran eine dunkle Andeutung knüpfte, die Bruno absolut nicht verstand, brach Mia plötzlich los: „Aber so langweile doch den Vetter nicht länger mit deinem Geschwätz!“

Und selbst der kühle Hofmarschall sagte um einen Ton lauter: „Laß den Herrn Rufen auch einmal zu Wort kommen und ich seht, mein liebes Kind!“

Rita zuckte erschrocken zusammen — der Bruder Leutnant hatte sie auf den Fuß getreten — und machte sich kleinlaut an den vierten Gang.

Bis auf einige wohlwollende Bemerkungen dem „verehrten Vetter“ der Familie gegenüber, bei dessen Eltern die jungen Damen so angenehme Ferienwochen verlebt hätten, und ein leises Geflüster mit seiner Tischnachbarin Mia hatte der Herr Baron und Gutsbesitzer nichts weiter verlauten lassen, sich ganz dem Essen und besonders dem Trinken widmend. Er und der Leutnant sprachen achtsamvoll dem schweren Bordeaux zu, von dem bereits einige geleerte Flaschen auf dem Tisch standen. Das wohlwollend-rundliche Gesicht des Barons, schon von Haus aus mit der rotbraunen Falte des Landmannes und Weinkenners gefärbt, strahlte allmählich in immer dunklerer Röte. Seine kleinen, gutmütigen Augen wurden immer wohlwollender und vergnügter, die dröhnende Stimme immer lauter und dröhnender.

Der Leutnant hatte irgend etwas von seinem Dienst und vom Regiment erzählt. — Baron Preinitz griff das auf, als die Teller eben gewechselt wurden, um daran seinerseits einige Regiments-Erinnerungen zu knüpfen, die natürlich bis zum alten Kaiser Wilhelm zurückreichten. Eine nicht ganz unbedeutliche Anekdote den Speech.

Mia trat den Baron auf den Fuß, was Bruno freilich nicht sehen konnte. In die kleine Verlegenheitspause lachte der Leutnant laut, Rita mit gewohnter naiver Unbefangenheit hinein. Der Hofmarschall rückte verlegen auf seinem Stuhl, der Baron lachte laut, leerte in seiner Verlegenheit mit einem einzigen, tiefen Zug sein Glas und räusperte sich dann mit einigen „hrr — ja, ja — so so!“

Grade jetzt wurde das Geflügel serviert; und dazu kam auf einen Wink des Barons der Sekt. Überhaupt schien der joviale Gutsbesitzer der Gastgeber zu sein, denn er dirigierte durch einige leise Worte an die Kellner das Ganze. Hierbei erwies er sich sehr diskret und geschickt.

Jetzt, nachdem die beiden bedienenden Kellner mit den Schüsseln abgegangen waren, ergriff er seinen Spießelch mit dem gelblich perlenden Schaum, hob ihn mit einer diskreten Verbeugung gegen Bruno und rief dröhnend: „Auf Ihr Wohl — und auf gute Freundschaft und Verwandtschaft!“

Durch die kleine Tischgesellschaft in der Küche ging es wie ein elektrischer Schlag. Mia ließ entgeistert ihr gehobenes Glas sinken; der Hofmarschall schien einem Schlaganfall nahe; Rita lachte blöde und preßte zum Überfluß noch das Taschentuch vor den Mund; der Leutnant schluckte sein Lachen hinunter und sagte erschämt: „Donnerkeil!“

Der joviale Gutsbesitzer sah sich nach dieser Leistung triumphierend im Kreise um, rief dann plötzlich „Au!“

Mia hatte wieder ihren kleinen Lachszug auf seinen großen Stiefel gedrückt und fuhr mit vorlegenem Lächeln fort:

„Ach was — ach, laß doch! — Natur: denn nicht, liebes Kind? Er gehört doch schließlich zur Familie, und einmal müssen wir ja doch Farbe bekennen.“

„Eine Verlobung“, schoß es Bruno durch den Kopf, der im Anfang ein etwas verdüstertes Gesicht zu alledem machte.

Der joviale Landmann schwenkte sein Glas aufs Neue gegen Bruno und rief mit noch dröhnenderer, durch nichts zu hemmender Basistimme in einem Ton, der zwischen Feierlichkeit, Wohlwollen und Mährung schwankte:

„Gestatten Sie mir, Sie mit dem Verwandtennamen Vetter und Rufen zu begrüßen. Sie sind mir nämlich ungeheuer sympathisch, trotzdem ich eigentlich so gelehrte junge Hühner sonst nicht leiden kann. In meiner Familie ist noch nie ein Gelehrter gewesen . . . und überhaupt . . . ja, was wollt' ich doch sagen? — Sie sind mir aber trotzdem ausnehmend sympathisch.“

Mia und der Hofmarschall hatten gottgegeben die Köpfe gesenkt, Mias blonder Mädchenkopf in flammender Glut, der pergamentene des Hofmarschalls noch bleicher als sonst.

„Gott, es sollte ja eigentlich noch ein Familiengel bleiben . . . Aber Sie gehören ja zur Familie . . . Sie haben wohl schon gemerkt, daß ich . . . Also kurz und gut, ich stehe Ihnen hiermit als Vetter und als Bräutigam Ihrer Rufen vor. Und ich sehe auch gar keinen Grund ein, weshalb meinem Herzen eine Mördergrube machen soll. Im Grunde es drängt mich, einen so lieben, nahen Verwandten, der mit ganzen Familie meiner Braut so freundlich entgegengeht, auch als solchen zu begrüßen. In zwei Monaten soll Hochzeit sein — und ob nun etwas früher oder später — kurz und gut — ich benutze die Gelegenheit, es bekannt zu machen . . . In diesem Sinne, und weil Sie mir wirklich sehr thätig sind, stoße ich mit Ihnen an, Prost, Vetter Bruno.“

Er stieß mit lautem Klingklang Glas an Glas, leerte einen Zug, setzte sich und blickte triumphierend und sehr selbstsicher auf die Tafelrunde.

Ringsumher rote, verlegene Gesichter. Mia glühte wie Pfingstrose. Der Leutnant sagte noch einmal leise „Domn“ und dann: „Prost, Schwager — bist doch ein Hauptredner.“

„Ja, sie wollten mich auch schon in den Reichstag wählen, aber dazu hat doch unsrerer keine Zeit“, bestätigte der besitzer mit schallendem Lachen in seinem breitesten Diphthong. Bruno gratulierte mit einigen freundlichen Worten.

Mia hatte sich unterdes in eine weiße Rose zurückgezogen und war auch bereit, deren Stacheln zu zeigen. Nur das harmlose Bruno mit seinem ehrlichen Glückwunsch und keine Veranlassung dazu. Aber sie sah mit starren Augen zurückgeworfenem Kopfe da, zeigte auch ihrem Bräutigam er nochmals Entschuldigungen machte und ihre Hand dabei traulich küßte, eine ziemlich abweisende Miene.

Der Hofmarschall gab dann eine passende Erläuterung: Verlobung sei erst vor wenigen Tagen zustande gekommen, solle vorläufig noch geheim bleiben.

Mia hätte in dieser, noch in vollster Blüte stehenden so viel mitgemacht, daß sie Ruhe brauche, die sie als Braut noch erst recht nicht finden würde. Der Arzt hätte die Reise ordnet, wohin er mit seinen beiden Töchtern in kurzem abgedenke. Der Bräutigam würde nachkommen; und vorerst sollten die Verlobungsarten verstimmt, gleich nach ihrer aber eine stille, kleine Hochzeit gefeiert werden.

In Wirklichkeit war Mias Gesundheit — sie konnte viel halten vertragen — nur ein Vorwand. Der Wunsch des ein „derangierten“ Hofmarschalls, die üblichen Festivitäten zu einte sich mit dem Bunde Mias, die „Welt“ mit einer beten Tafsache zu überraschen. Erst wenn die Reuezeit „ollen Kamellen“ geworden war, wollte sie als junge Frau Seite ihres fast zwanzig Jahre älteren Gemahls erscheinen.

Ihre Freundinnen hatten fast alle „glänzende Partien“ jungen Männern gemacht. Ihre Kreise wußten, wie anspruchsvoll sie gewesen, ehe sie langsam in die Reihen der älteren generationen einrückte. Auch von ihren Hoffnungen auf Prinzen erzählte man sicherlich noch hinter ihrem Rücken.

Die äußeren Verhältnisse zwar waren vorzüglich. — der größten, schuldenfreien Rittergüter Ostpreußens — kommig, mit Zuckerfabriken, Brauereien, Biegeleien — dem Baron, der noch dazu Hauptaktionär einer Lokalbahn und in verschiedenen Aufsichtsräten saß.

Der Baron war mindestens „eine gute Million wert“, ein ungewöhnlich tüchtiger Landwirt und Kaufmann. — war doch immer nur ein Glück aus zweiter Hand, der Baron seit zwei Jahren Witwer und dazu ein achtzehnjähriger vorhanden, der binnen kurzem das Stadtenhaus verlassen würde.

Mia hatte einen schweren Kampf mit sich gekämpft. sechsundzwanzigster Geburtstag stand vor der Tür. In Jahren würden ihre etwas mageren, blonden Reize — Kreisen wurde sie der „Hofmarschalls-“ genannt — auch Preinitz nicht mehr verlocken können.

Wenn der Hofmarschall seinem alten Herrn ins Jenseits folgte — er war nicht mehr lapidell auf der Brust — dann würde die Pension grade für den Leutnant aus, wenn der Prinz allergnädigst einige „alte Reste“ bezahlte. Für Rita war eine kleine Lebensversicherung da, die ihr vielleicht noch ein kleines Glück verschaffte, wenn sich jemand „sand“.

Mia mit ihrem starken Familiengefühl hatte sich zugeschworen, sie dem „Kinde“ nicht fortzunehmen. Ihr selbst wollte der Stifftsstelle, die der Prinz, der Helfer in allen Nöten, dem auf alle Fälle für sie zugelegt. Eine Stiftung eines seiner von der er statutenmäßig einige Plätze zu vergeben hatte.

So sagte sie Ja, nachdem der Baron ihr einen Teil Privatvermögens zu verschreiben, dem Hofmarschall zugewandt und ihr versprochen hatte, jedes Jahr einige Saisonmonate Berlin standesgemäß zu verleihen.

ghnete man dazu einen Nivierausaufzug und eine Früh-
 ar in Baden-Baden oder Wiesbaden — schließlich ließ sich
 als Stroh Witwe behaglich leben — so war der Aufenthalt
 in großen Gut eine angenehme Sommerabwechslung, da
 dazu das Herrenhaus von einem großen Park umschlossen
 und einige Schwadronen Ulanen in der Nähe standen.
 Während Preinisch sehr ganz bieder mit dem „Vetter“ ver-
 sie mußte wahrhaftig verhindern, daß er ihm nicht gleich
 anbot — verglich sie die beiden Männer miteinander.
 Bruno war der Jüngere, der Hübschere und Vornehmere —
 einer stillen, geistigen Vornehmheit, die auch die Weltkame-
 rade — freilich auch der weit Ungewandtere.
 Der Baron trat mit einer Sicherheit auf, als ob ihm die ganze
 gehörte; aber sein Wesen war bäuerlich-derb, eine Mischung
 Landmann und altem Soldaten, die ihr wenig befiel.
 Sie hätte sich alle beide wohl „ziehen“ müssen. Biel zu ändern
 konnte freilich an dem hohen Vierziger nicht mehr. Aber das
 laute Wesen und eine gewisse prahlerische Art, mit der
 wieder Bruno von seinen Gütern, Anlagen und Fabriken
 sprach, wollte sie schon dämpfen.
 Sie hatte sich — seine erste Frau war eine rundliche, kleine
 Dame von seinem eigenen Schläge gewesen — ganz toll in
 vermehrte, schlaffe Hofräulein mit dem Wesen der Dame und
 geklärten Weltstadtschmuck verliebt; und das gab ihr
 ein Übergewicht. Und er war gutmütig bis zur Schwäche.
 Es ihr gelungen wäre, Bruno's ruhige, aber zähe Eigenart
 zu zern, erschien ihr doch jetzt fast zweifelhaft. Dazu ein Ge-
 z, der sie innerlich überfah.
 Die Frau Kommerzrätin hatte nicht das Aussehen,
 sie der Welt bald Abse sagen wolle. Noch viele Jahre — die
 men, die ihr noch bevorstanden — wäre sie also finanziell
 deren Gnade abhängig gewesen.
 Und doch blieb ein Stachel in ihrer Brust. Sie gestand es sich
 nicht, daß sie ein wenig ihr Herz an ihn verloren — grade,
 er so kühl abweisend gegen sie gewesen und so ganz anders
 als die jungen Leute, mit denen sie sonst verkehrte.
 War in ihren Gedanken versuchte sie oft, sich über ihn lustig
 zu machen, über den weltabgewandten, ungelenten Brillen-
 tragen mit dem scheuen Wesen. Sie malte sich ihn aus, wie
 immer älter und felsamer wurde.
 Die Lustspiel- und Witzblattfiguren des typischen deutschen
 Hofers fielen ihr ein. Dennoch gelang es ihr nicht, ihn
 heranzuziehen von dem Piedestal, auf dem er im Gegensatz
 den modischen, oberflächlichen Herren thronte.
 Und plötzlich — sie wußte nicht, wie es kam — tat sie selber,
 wie an ihrem Bräutigam so sehr mißfiel. Von ihren zukünf-
 tigen Herrlichkeiten schwärmte sie ihm vor, von dem großen Gute
 „des größten in der ganzen Provinz“ mit herrlichem Park,
 Wäldern und Jagden und einem stattlichen Schloß mit
 Speiseaal und einer berühmten, antiken Eichen-
 treppe.
 Und all die Fabriken, die er besaß, die Ehrenstellungen, die
 Baron innehatte, ließ sie vor Bruno paradien, der sich das
 mit seiner ruhigen, ernsten Höflichkeit anhörte.
 Als ein Rausch von Prahlerei und Größenwahn kam es über
 einem unwiderstehlichen Drange, ihm ihr „Glück“ zu schildern,
 wie viel mehr ihr jener böte als er selbst, der sie verschmäht.
 Natürlich war das Wasser auf der Mühle des Barons, der
 seitdem, schon etwas trunkenem Lachen die Konturen, die seine
 Züge, durch Lokalfarben ausfüllte — mit der naiven Freude
 sich, den er ererbt und vermehrt hatte durch Fleiß und Glück.
 Die anderen hörten nur still zu. Der Leutnant hie und da
 höchstem Jungenschnalzen, einem leise und freudig gemur-
 melten „Donnerkeil“, Rita mit leuchtenden Augen und jamster
 auf den Wangen bei dem Gedanken an die bevorstehenden
 Genüsse, der Hofmarschall mit einer feinen Falte auf der
 Stirne. Seinem sicheren Taktgefühl war diese prozende Aus-
 sage ihrer Reichthümer geradezu widerwärtig.
 Und dann kam das Gefürchtete. Der Kaffee war serviert
 worden; doch der Gutsbesitzer trank seinen Sekt weiter, den er
 mit einem roten Likör vermischte. Der Leutnant half ihm
 trotz der leisen Mahnung des Vaters.
 Und plötzlich, nach einer Jagdeinladung an den „lieben Vetter
 Bruno“ und einer wiederholten Versicherung, wie sympathisch ihm
 der Vetter sei, bot er Bruno plötzlich das Schnollis an.
 „Aber das hat ja Zeit, bis wir verheiratet sind!“ rief Rita
 schreiend. Und der Hofmarschall suchte taktvoll das Verhängnis
 seinem feinen Witz abzuwehren.
 Preinisch, dessen Kopf dunkelrot glühte, war jedoch feineren
 Wesens nicht mehr zugänglich und wehrte sie ärgerlich ab.
 „Was — warum sollen wir warten, wo wir uns doch so
 glücklich sind?“ — Also Proß — Schnollis — Bruderherz!
 Und mit echt slavischer Bärtlichkeit — die Nachbarschaft und

der lebhafteste Verkehr mit den Russen hatten ein wenig abgefärbt
 — fiel er dem jungen, verwundert lächelnden Gelehrten um den
 Hals. Dann legte ihm der Baron noch „seinen Zungen“ warm
 ans Herz, der demnächst seinen „Jahndrich“ machte und bei den
 Gardeulanen eintreten sollte.

„Auf den mußt du mir ein wenig aufpassen, Bruderherz!
 Sonst verführt ihn mir der Schlingel dort.“ — Er zeigte auf den
 lachenden Schwager. — „Du bist ein seriöser Mensch — ein
 Diplomat, ein Gelehrter — eine Zukunftssäule des Staates —
 dir vertraue ich ihn an. Rasse hat er, gute Rasse.“

Und er fing an, mit schwerer, schon etwas lallender Zunge,
 die Vorzüge seines „großen Jungen“ vor den Ohren der Braut
 zu schildern, die nach einigen vergeblichen Versuchen, ihn zum
 Schweigen zu bringen, mit verlegenem Lächeln und nieder-
 geschlagenen Augen, innerlich bebend vor Zorn, stumm dasah.

Bruno's Abschied machte endlich der Szene ein Ende. Der
 Baron lud ihn unter tausend Komplimenten zur Hochzeit ein
 und nochmals auf sein Gut, so lange er dableiben wolle. „Denn
 er müsse helfen, seine Frau zu unterhalten... Vor und nach der
 Ernte habe er natürlich keine Zeit für sie übrig.“

Für jetzt sei er nur noch wenige Tage in Berlin. Sie mußten
 vor seiner Abreise noch einmal tüchtig zusammen kneipen —
 Frühstück bei Siller und so weiter.

Noch an der Tür hörte er das breite Lachen des Barons, der
 ihm durch das ganze Lokal nachrief:

„Also übermorgen zwölf Uhr bei Siller!“

Bruno tat draußen einen tiefen Atemzug. Die Temperatur
 des Lokals, der ungewohnte Bringenuß, so vorsichtig er auch ge-
 trunken, das laute Reden und Lachen des Gutsbesizers hatten ihn
 erhitzt. Wohligh sog er die kühle Märzlust ein. Die Schleier der
 Nacht senkten sich langsam nieder. Er streifte den Paletotfragen
 hoch und ging langsam durch die ruhig vornehme Prachtstraße, in
 der sich Palast an Palast und Ministerium an Ministerium reihte.

Arme Mia! Aber sie fühlte sich wohl gar nicht arm. Ihr
 waren der Luxus, das gesellschaftliche Leben im großen Stil ein
 Bedürfnis. Und wie sich seiner grüblerischen Natur alles Ein-
 zelne zum Allgemeinen erweiterte, so vermaß er das Schicksal
 Mias und dachte über das Verhältnis der beiden Geschlechter und
 die moderne Ehe nach.

Als er den Flur seiner Wohnung betrat, stürzte ihm die alte
 Wirtin aufgeregt entgegen. „Ihre Frau Mama ist seit zwei
 Stunden hier und wartet auf Sie.“

Also doch! Dunkel hatte er so etwas geahnt. Nicht ohne
 Kampf würde ihn die Mutter seine Strafe ziehen lassen, auf ihr
 Lieblingsprojekt verzichten. — Aber er blieb ganz ruhig. Die
 Sicherheit des Mannes überkam ihn, der sich seines Zieles und
 auch des rechten Weges dazu bewußt ist.

Frau Isa saß steif auf dem Sofa, reichte ihm kühl die Hand
 und ging ohne viel Umschweife auf den Zweck ihres Besuchs
 los. Aber der alte, lenksame Bruno war nun einmal verwandelt,
 ein ganz anderer geworden. Zum zweiten Male mußte sie diese
 betrübliche, überraschende Erfahrung machen.

Ruhig hörte er sie an, ruhig setzte er ihr auseinander, daß
 das Glück des Mannes nur da zu finden sei, wo Neigung und
 Beruf übereinstimmen.

„Und wie ich mir keine Frau aufzwingen lasse, die ich nicht
 mag, wie kein Mensch für den anderen bestimmen kann, was ihm
 wohl und was ihm wehe tut, so will ich mir auch den Beruf selbst
 wählen. Ich habe mich lange genug deinem Wunsche gefügt,
 habe es ehrlich versucht — aber es ging nicht.“

„Aber mein Gott — was kannst du denn da werden? —
 Höchstens mal Professor.“

„Mir ist das genug. Neben einigen großen Kriegshelden und
 großen Künstlern bildet der deutsche Gelehrte den Ruhm und
 Stolz der deutschen Nation.“

„Du bist ein Idealist, Bruno... Ja, wenn es nur sicher wäre,
 daß du etwas wirklich Bedeutendes würdest.“

Sinnend ruhten ihre Augen auf dem Sohne. Vor der stolzen
 Frau zog es wie eine schnelle Vision vorüber, daß sie die Mutter
 eines berühmten Mannes...

Bruno lächelte leise. Er, der die verzehrende Eitelkeit der
 Mutter kannte, er durchschaute sie in diesem Augenblick.

„Mir würde es auch genügen, wenn ich als geistiger Hand-
 langer in treuer Pflichterfüllung einige Steine zu dem großen
 Bau unserer Wissenschaft herbeitragen könnte. Nicht alle Men-
 schen müssen, können die Ersten sein.“

„Hast du denn irgendwelche feste Aussichten?“

„Ich schrieb euch ja schon, daß ich eine große Arbeit vollendet
 habe, die Professor Delisch der Akademie vorlegen, und daß er
 meine Habilitation unterstützen will. Vermutlich werde ich dann —
 der Professor will es wenigstens beantworten — einer staatlichen
 Expedition nach Asien und Sibirie zugeteilt werden.“

„Mein Gott, ich habe mir deine Zukunft so ganz anders gedacht, lieber Bruno.“

„Die Mütter denken und die Söhne lenken.“

„Du hast gut scherzen. Ich stamme aus altem Schwert- und Beamtenadel. Voran für mich habe verzichten müssen, das erhoffte ich für dich. Wenn du nun irgendwo hingehst in die Wüste und nach alten Steinen gräbst, wirst du mir noch ein alter Junggeselle oder bringst mir gar eines Tages eine Schwarze ins Haus.“

„Liebe Mutter, ich habe eben kein Glück bei den Frauen.“
Es klang wie ein Scherz, aber wie ein melancholischer. „Die Frau, die du mir zugebacht, ist nun auch anderweitig vergeben.“

Eine Bombe, die vor ihr einschlug, hätte auf die Frau Kommerzientätin auch keine andere Wirkung hervorbringen können als die Mitteilung von Mias Brauttschaft.

Noch immer hatte ein Hoffnungsflüchtchen in ihr gegläht, das nun diese Mitteilung gänzlich verlöschte. Ihre Enttäuschung machte sich in einigen höhnischen Bemerkungen über den angefahrenen Witwer mit dem erwachsenen Sohne Luft, der Mianächstens zur Großmutter machen würde. Trug aber doch dazu bei, des Sohnes merkwürdige Absichten und Pläne mit milderen Augen zu betrachten. Wenn aus ihrem Lieblingsprojekte nichts wurde, mochte es gehen, wie es wollte.

Und sie reiste einigermaßen versöhnt ab. Sie hatte eben einen Sohn, den sie nicht verstand, und der nicht ihres Blutes war. Vom Hause der Freiherrn von Mohrenstein war ja noch kein einziger auf den Gedanken gekommen, alte Steine und Inschriften auszugraben und indische Keilschriften zu entziffern. Das war zu ihrer Zeit und in ihrer Welt etwas für arme Pastors- und Lehrersöhne.

Es dämmerte.

Ihre träumte über ihr Buch hinweg vor sich hin, mit einem müden Lächeln auf den Lippen. Vergangene Zeiten gaukelten vor ihrem Geiste vorüber. Seit einiger Zeit liebte sie das. Rom und Neapel erblickte sie dann — den Vater in der Vollkraft seiner Jahre — die schöne, junge Mutter, wie sie in ihren bunten Gewändern mit den großen, goldenen Ringen im Ohr Tarantella tanzte und lachzend das Tambourin schwang.

Und dann sah sie ihn vor sich — ihn, den sie ihr gestohlen hatten. Wie eine große, dunkle Schlange, die sie in ihrer Umarmung zu ersticken drohte, schnürte der Gram ihr Herz zusammen.

War sie ihm denn je etwas gewesen?! Er lebte in seiner abgeschlossenen, Jahrtausende alten Welt, in seinen Pergamenten und Folianten. Und ebensowenig wie die blonde Mias hatte sie ihm je etwas bedeutet. Nicht mit einem einzigen Blick hatte er verraten, daß sie ihm mehr sei als eine angenehme Aufseiterung der Mußestunden oder das Objekt, dem er seine gelehrte Gedankenvelt vor demonstrieren konnte.

Hatte ihn nicht der Vater eines Tages scherzend den „finierten alten Junggesellen“ genannt! Solchen Männern deutet die Frau wenig oder nichts in ihrem Leben; und sie raten vielleicht eines Tages ihre Wirtschaftlerin, weil sie gute Ordnung in den Büchern hält und ihre Lieblingsgerichte kochen versteht. Welch eine Lörin war sie doch gewesen! einem verpfuschten Leben mußte sie es büßen. Seit dem des Vaters sah sie das alles so unheimlich klar, und sie hatte auch Zeit, darüber nachzudenken.

Die Illusion, daß sich alles noch bessern, daß sie je in ein solches Verhältnis zu diesem — „ihrem“ Mann werde gelangen, hatte sie längst verloren. Sie durchschaute ihn nun.

Eine kalte, egoistische Strebernatur mit brutalen Instinkten.

das war er, der sich hatte anlassen. Sie mögen hatte heiratet. Alles war Lüge und Stellung.

Und nun war ihr Geld ganz in Hände bekommen ganz von sich hängig machen. Willen brechen sie dann völlig die Füße zu to.

Seit Wochen te und drängte sie — er, die selbst der Dute nach Eisenach bergesfahren war alles ganz gen spiziert und rechnet hatte.

„Mein liebes meinte der alte, wenn es dein nundurchaus seine Seligkeit findet, warum du ihm den nicht tun? Bon schäftlichen Punkt läßt sich dagegen einwer Ich habe mir genau angesehen Grundstücke im Werte steigen Gebäude sind dellosem Zustand nicht übermäßig er, die Hypothek verhältnisse ge Die Stadt zieht Fremden an, das große Zukunft sicherlich unter gischer Leitung das Sanatorium.

„Aber ich mich doch mir ihm erwidern.“

„Mein liebes Kind — meine Jahre sind gezählt. Eines über kurz oder lang... Ich werde ja nicht flug daraus, mit deinem Mann steht. Fast scheint mir, als ob ihr nicht glücklich lebt. In jeder Woche muß man resignieren, werde ich stets nach dem Rechten sehen und deine Inten wahrnehmen. Ich habe deinem Mann erklärt, daß nicht die Rede sein kann, den Kauf in seinem Namen abzuschließen die Grundstücke auf ihn zu übertragen, deine Eigentüm müssen vollständig gewahrt bleiben.“

• Und nun lag das Dokument seit gestern da, ihrer Unte harrend. Es war noch ein anderer Bewerber aufgetaucht — stens sagte man ihr das. Und von allen Seiten hämmerte sie ein, endlich den Kaufvertrag und die Vollmacht zu voll Der Doktor war abwesend, noch einmal nach Eisenach gesa



Fächtender Goldfasan. (Mit Text.)

en
armen
ad sie
sie
gerich
fen!
dem
e ha
n ein
gela
nun
Hink
be
an
Joh
tte
les
und

it wo
ng im
mum
fich
hen,
chen
ollig
u tr
chen
ingte
die
ntel
ach
n wa
gen
d an
des
alte
ein
is ro
mit
cum
en
Bon
sich
ntro
mir
leben
wo
eigen
nd
Zu
ähig
pot
g
ziele
i, hat
mst
ter
um
rin
h
m
g
ziele
i, hat
mst
ter
um
rin
h
m



Schwere russische Granaten aus einem durch deutsche Artilleriewirkung in die Luft gesprengten Munitionslager in Rozowa. Bild- und Filmmant.

Mit einer letzten Kraftanstrengung hatte sie es ihm abge-
lagert, ihm die unterschriebene Vollmacht gleich mitzugeben.
Sie wollte es erst noch einmal bedenken.

„Es ist nichts mehr zu bedenken. Es ist lächerlich, wenn du
dich aus irgendeinem sentimentalen Grunde
dagegen sträubst. Willst du klüger sein als alle
Welt? Auch dein Onkel
hat dir die Vorteile aus-
einandergelegt. Wenn
du es gut mit deinem
Manne meinst — und
ich nehme das noch im-
mer an —, so finde ich
bei meiner Rückkehr
endlich die Vollmacht
unterschrieben vor.“



Feldwebel Ritzke. (Mit Text.)

geliebten Jugendland, dessen
Name sie so schwer vermisste —
sag für sich hinleben könnte,
in ihren Erinnerungen, einigen
den Menschen und Büchern
wunschlos Natur und Kunst
liegend!

Sie sprang auf und schritt
umher im Zimmer.

Es mußte ja nicht gleich alles
einmal geschehen. Es konnte
das äußere Band zwischen ih-
ren erhalten bleiben. Seit Wo-
chen schon spukten die Trennungs-
gedanken in ihrem Kopf herum.

In eine Scheidung würde
er kaum willigen; aber er konnte
nicht zwingen, an seiner Seite
weiter zu leben. — Ein ganzes
langes Dasein so weiter, immer
weiter! Ihr graute davor.

Niemand konnte etwas Be-
sonderes darin finden, wenn sie
vorläufig in Fichtenrode zurück-

blieb. Und wenn auch — mochten die Leute reden, sich noch
mehr über sie die Mäuler zerreißen! Ihr Vater hatte ihr die
souveräne Gleichgültigkeit des Künstlers gegen das Urteil der
Leute, und die bürgerliche
„Böhlerei“ einge-
flößt. Wenn sie einen solchen
Pakt mit ihm schloß! Mit
einem Teil ihres Geldes war
die Freiheit wahrlich nicht zu
teuer erlöst. Er hatte dann
sein Ziel erreicht. An ihrer
Person und Gegenwart war
ihm sicher nicht viel gelegen.

Dem Winter, dem harten,
strengen, kalten deutschen
Winter konnte sie dann nach
dem Süden entfliehen, die
schöne Jahreszeit aber in Fich-
tenrode, beim lieben, alten
Onkel verleben. — Ihr Herz
pochte schneller. Ein Tor aus
diesem dunklen Kerker, in dem
sie verschachtet, zugrunde
gehen würde, tat sich weit vor
ihre auf. Aus dem Schiffbruch,
welchen sie erlitten, konnte sie
dann wenigstens ein kleines, eng
umgrenztes Lebensglück retten.

Es war nun ganz Nacht geworden. Mit der Zigarette, die
ein rotleuchtendes Pünktchen bildete, lag sie still brütend auf
dem Divan. — Plötzlich klang die Türloche.



Oberleutnant Ritter v. Zusschlag.
(Mit Text.)



Sieben Söhne im Felde. (Mit Text.)

Sein fester, harter Schritt ertönte, der ihr stets, wenn sie ihn
vernahm, ein eifriges Gefühl des Erschreckens auslöste.

Er sprach einige Worte mit dem Mädchen und ging dann in
sein Zimmer. Jlse machte Licht. Sie fühlte ihr Herz heftig



Aufmontieren eines Maschinengewehrs. (Mit Text.) Phot. A. Groh,

schlagen, ihre Nerven beben. Aber sie war fest entschlossen, die Gelegenheit wahrzunehmen, heute endlich die ersten Schritte zu tun.

Als er dann einige Minuten später eintrat, sah sie sofort, daß er getrunken hatte. Er war ganz rot im Gesicht, die vorgequollenen Augen glänzten feurig; Haar und Kleidung weniger sorgfältig geordnet als sonst. Wahrscheinlich hatte man den Abschied beim Selt gefeiert. Seit einiger Zeit suchte er die fidele Stammrunde des „Erbprinzen“ öfters auf. Auch von auswärts kam er zuweilen in solchem Zustand heim, der freilich nie bis zum Rausch gediehen war. Aber er ging ihr dann stets aus dem Wege, nachdem sie sich einmal erschreckt von ihm abgewendet.

Auch heute gab er sich Mühe, es zu verbergen.

Sehr höflich, beinahe zeremoniös begrüßte er sie.

„Alles in Ordnung, ich habe unterschrieben; und es bedarf nur noch deiner Vollmacht.“

Er warf sich schwer in eines der zierlichen Sitzmöbel, kreuzte die Beine, zündete die schwarze, dicke Zigarette mit der Leibbinde an — er hatte sich schnell an die Unpzigkeiten des Reichthums gewöhnt — und erzählte etwas lauter, als es sonst seine Art war, von den Verhandlungen, von der Anstalt und den Reformen, die er einzuführen beabsichtige.

„Wir werden natürlich bauen müssen. Man muß die Zahl der Betten vermehren und die Wassereinrichtungen, die Bäder modernisieren. Alles ist recht veraltet.“

Je unsicherer er sich ihr gegenüber fühlte, desto lauter und lärmender sprach er — als wenn man bereits alles fest abgeschlossen und nicht mehr rückgängig zu machen wäre.

Sie hörte schweigend zu, mit feinerer Miene, den Rauch ihrer Zigarette von sich blasend.

„Mein Gott, du kennst es ja noch gar nicht. Du mußt morgen hinüberfahren. Die Einrichtung der Villa überlasse ich ganz dir.“

Und er schilderte ihr begeistert die Räume und die Lage des Wohnhauses, das durch Garten und Heckenzaun von den Anstaltsgebäuden getrennt lag und viel mehr Platz böte, als ihnen hier zur Verfügung stand. Auch hätte man einen herrlichen Blick auf die Wälder ringsumher.

„Ich werde die Villa vorläufig nicht beziehen“, unterbrach sie ihn, während sie den Rest ihrer Zigarette in den Aschbecher warf.

„Wie meinst du das? Du willst also nicht abschließen?“ rief er drohend. Die Adern an seiner Stirne schwellen an.

„Doch — wenn du dein Glück darin siehst! Nur möchte ich dies kleine Haus, den Onkel und Fichtentode nicht verlassen — vorläufig nicht“, fügte sie vorsichtig hinzu, als sie das Flackerfeuer des Ingrimms in seinen Augen bemerkte. — „Du kannst mich ja hier jederzeit besuchen.“

„Besuchen — besuchen?! Das bedeutet die Trennung... So hast du dir alles so gedacht?“

Die helle Röthe, die die Geister des Weines auf seine Wangen gemalt, vertiefte sich zu einem dunklen Purpur. Er schritt erregt auf und ab, die Hände wütend geballt.

„Sie kannte diese jähen Ausbrüche und fürchtete einen rohen Auftritt. Sie erhob sich schnell und sagte mit erheuchelter Gelassenheit, während ihr kleines Herz angstvoll pochte:“

„Es ist gar kein Anlaß, dich so maßlos aufzuregen. Ich kann mich nicht so plötzlich in ganz fremde Verhältnisse hineinfinden. Ich will abwarten, wie sich alles gestalten wird. Hier habe ich das Grab meines Vaters und den Onkel. Von denen mag ich mich nicht trennen. Er ist alt, und ich kann ihn jeden Tag verlieren wie den guten Papa.“

„Eisenach ist nicht so weit weg. Du kannst ihn, er kann dich oft, fast täglich besuchen.“

„Aun, das würde auch für uns beide gelten — wenn deine Sehnsucht nach mir so groß ist.“

(Fortsetzung folgt.)

Wenn man verliebt ist.

Von Paul Blüth.

(Nachdruck verboten.)

Herr Waldemar Wimmer stand vor dem Spiegel und machte sorgfältig Toilette. Fritz, der alte Diener, stand am Tisch und packte den Koffer.

„Aun, wie schau ich aus, Fritz?“

„Brillant, Herr Wimmer, man sieht Ihnen Ihre fünfzig Jahre bestimmt nicht an.“

Der alte Herr nickte. „Nicht wahr, das meine ich auch. Und ich kann doch noch Eindruck auf ein junges Mädchen machen, was?“ Er lächelte.

Fritz sah ihn sprachlos an.

„Also lassen Sie sich deshalb kein graues Haar wachsen“, lächelte Herr Waldemar, „sondern paden Sie schnell ein, denn in einer halben Stunde geht der Zug.“

Das Gespräch wurde unterbrochen, da Karl Kühne, der Kesse des alten Herrn, fast atemlos ins Zimmer stürzte.

„Onkelchen, du mußt mir helfen, ich bin in der größten Noth!“ rief der junge Mann.

Aber Onkelchen blieb ganz ruhig und sagte nur: „Erstens es keine Art, so ins Zimmer hereinzuwallen, zweitens habe ich keine Zeit, denn, wie du siehst, will ich eben verreisen. Bedenke alle!“

„Aber mein Lebensglück hängt davon ab!“

„Ebenso das meinige“, sagte lächelnd der Alte, — „damit ich mich aber für dein Glück oder Unglück nicht verantwortlich mache, will ich dich trotz alledem anhören.“ Er winkte dem Diener, daß er hinausging.

„Also, was willst du?“

„Vieles Onkel, ich muß in einer halben Stunde eine wichtige Reise antreten, und ich habe kein Geld. Ein Freund, der ich dreihundert Mark geborgt habe, hat mich im Stich gelassen und nun komme ich zu dir, dich um fünfzig Mark zu bitten. Du wirst mir, sobald ich mein Gehalt bekomme, zahle ich dir alles pünktlich zurück.“

Nachdenklich fragte der Alte: „Und weshalb mußt du verreisen?“

Ein wenig zögernd entgegnete Karl: „Eigentlich wollte ich dich damit überraschen — wie die Sache aber jetzt liegt, so mußt du es gleich auch erfahren — ich will zu meiner Braut fahren, um mir von ihrem Vater das Jawort zu holen.“

„Und deshalb die Eile?“

„Gewiß, Onkelchen, denn meine Martha schrieb mir, daß sie sofort, unbedingt sofort kommen müsse, weil ihr Vater von einem reichen Bräutigam gesprochen habe, der noch heute vormittag ihre Hand anhalten würde; es handelt sich also jetzt für mich darum, früher anzukommen als dieser andere.“

Der alte Herr nickte schmunzelnd, dann fragte er: „Und wie ist es ein wenig neugierig sein darf — wohin willst du fahren?“

„Nach Ruhheim, Onkelchen.“

„Zu Herrn Doktor Wedemeier?“

Karl starrte den Onkel an: „Du weißt es also doch schon.“ Und wieder schmunzelte der Alte: „Ich ahnte es beinahe.“

„Das will ich, Onkelchen, denn wir lieben uns schon lange.“ Und wenn du ein bißchen aufmerksamer gewesen wärest, hättest du es schon merken müssen, als Martha vor vier Wochen dich hier war.“

Der Onkel schweigend ein Weilschen und strich nachdenklich seine wohlgepflegten Bart. Dann sagte er mit leicht spöttischem Lächeln:

„Aun, mein lieber Karl, ich würde dir sehr gern gefällig sein, indessen diesmal kann ich es nicht, weil — nun kurz heraus — ich selber der andere bin, der heute um die Martha anhalten will.“

Sprachlos sank Karl in einen Sessel. Aber gleich wieder sprang er auf und rief entsetzt: „Das ist doch gar nicht möglich, Onkelchen!“

„Wie du siehst — doch!“

„Aber sie ahnt ja nicht, daß du es bist!“

„Sie wird es in drei Stunden erfahren!“ nickte lächelnd der alte Herr. „Übrigens habe ich ihren Papa gebeten, mir nicht zuzugreifen, da ich für mich selber reden will.“

Atemlos starrte Karl ihn an. Dann fragte er hastig: „Aun und der Papa?“ Er heißt dich wirklich als Freier willkommen.“

Mit leicht überlegenem Lächeln erwiderte Onkelchen: „Was sollte er es denn nicht tun? — Solche Partie, wie ich bin, arbeitet man doch immer ganz gern. Übrigens kannst du auch darauf beruhigt sein, — der Herr Papa hat mir noch keine Zusage gemacht. Du siehst also, ich habe noch genug Zutrauen zu mir selber.“

Bittend sagte Karl nun: „Aber, lieber Onkel, tue es nicht. Ich rate dir gut, — tue es nicht. Martha liebt dich ja doch gar nicht.“

Da lächelte Onkelchen wieder überlegen und sprach: „Mein Junge, ist ein Wort, das von jungen Leuten meist gesagt wird; — zur Ehe sind vor allen Dingen geregelte Verhältnisse notwendig, und wenn man sich sonst nur gut versteht, findet sich alles andere nachher von selbst.“

„Aun, ich denke darüber anders!“ rief Karl erregt. „meine Verhältnisse sind geregelt, und wenn ich auch kein Einkommen habe wie du, so reicht es doch für zwei Menschen, sich liebhaben und sich einigutrich en verstehen! Also du willst das Geld nicht borgen?“

„Bedenke, mein Junge, das hieße jetzt ja doch, mir selber die Hände binden“, schmunzelte der Alte.

„Aun, so werde ich anderswo Hilfe finden!“ Damit stürzte der junge Mann hinaus.

Mitleidig sah Herr Waldemar ihm nach. Der arme Junge ihm leid, er war ein lieber Kerl, aber schließlich ist sich ja jeder selbst der Nächste. Damit tröstete er sich, fuhr zur Thür und bestieg den Personenzug, der ihn in drei Stunden nach Ruhheim bringen sollte.

Inzwischen lief Karl von einem Freund zum andern, aber vergeblich, denn keiner konnte etwas entbehren. Es blieb ihm nichts anderes übrig, er versetzte seine Uhr.

„Run aber schnell zur Bahn!“
Doch als er eben das Billett lösen wollte, fuhr sein Zug
deutlich zur Halle hinaus. Zu spät! Wie gebrochen sank er auf
den Bank und überlegte, was ihn jetzt noch retten konnte. Der
nächste Zug ging in zehn Minuten, aber es war der Kölner
Zug, der nicht in Ruhheim hielt.
Schon war er der Verzweiflung nahe, da erschien plötzlich
ihm bekannter älterer Herr.
„Guten Tag, Herr Kühne“, sagte der Herr mit leicht um-
herstreichender Stimme. „Sie wollen wohl auch nach Köln? Das trifft
ja famos. Da habe ich ja Gesellschaft. Ich bin nämlich wieder
krankend und will nach Köln zu einem Spezialarzt fahren.“
„Karl sah ihn sinnend an. „So, so, nach Köln wollen Sie also
fahren?“ fragte er teilnahmsvoll.
„Da auf einmal — blühtartig — leimte eine geniale Idee in
ihm auf. Ein verwagener Streich war es, wie nur das gehefte
in eines Verliebten ihn ausbrüten kann.
„Ja, ich fahre mit“, erwiderte Karl lächelnd — sein Voratz
war gefast —, glückte sein Plan, dann war er gerettet.
Der Lebertrankte war schon froh, jetzt Gesellschaft zu haben,
sah noch froher wurde er, als Karl sich teilnehmend nach den
Ursachen der Krankheit erkundigte, so daß er sich all seinen Kummer
recht vom Herzen herunterplaudern konnte.
Karl hörte alles geduldig mit an. Sein Plan war nun fertig.
Er begann er: „Aber weshalb gerade nach Köln? Keinen
denn nicht die Klinik von Wedemeier in Ruhheim? Das ist
weit und breit der gefuchteste Spezialist für Leberleiden, er
hat doch bereits Hunderte von den alterschwierigen Fällen kuriert.“
Der andere, ängstlich für sein Leben, ging auch gleich darauf
und bat um nähere Mitteilungen.
Und als Karl nun sah, daß er auf dem richtigen Wege war,
er mit großer Vorsicht weiter vor, indem er alle die wirt-
schaftlichen Vorzüge des Ruhheimer Instituts pries, was er ja auch
seinen gutem Gewissen tun konnte.
Immer aufgeregter wurde der andere. „Hätte ich Sie nur ein
Stündchen früher getroffen“, jammerte er, „nun ist es zu spät.“
Lächelnd antwortete Karl: „Zu spät ist es nun gerade noch
nicht. Wir kommen ja hier an Ruhheim vorbei; das fatale ist
nur, daß der D-Zug leider nicht an der kleinen Station hält.“
Jammern und nicht der andere. Schon fühlte er wieder, wie
Leiden ihn zu quälen begann. Wenigstens rede er es sich ein.
Bald war Ruhheim in Sicht. Dem verliebten Karl noch das
zum Zerspringen. Jetzt war der Moment da! Jetzt mußte
alles wagen!
„Aber was ist Ihnen denn plötzlich, lieber Herr?“ rief er
dem Gegenüber zu. „Sie sehen ja gar nicht gut aus.“
Der andere erschrak und sagte voll Angst: „Ich fühle mich
wirklich schon ganz schwach! Wenn nur kein Anfall kommt!
Um wie wir denn nur dabei?“
„Ja, nach Köln haben wir aber noch gut acht Stunden, — in
Ruhheim jedoch wären wir in spätestens zwanzig Minuten.“
„Aber der Zug hält doch nicht in Ruhheim“, winnte der
andere.
„Da bliebe eben nur die Rothbremse als letztes Mittel“, sagte
Karl leinnehmend.
„Ah, das ist ein Gedanke! Richtig! Die Rothbremse!“
„Wenn Sie Ihrer Gesundheit dies Opfer bringen wollen?“
„Aber natürlich doch! War keine Frage!“ — Deutlich mußte
es.
„Run gut“, erwiderte Karl, „wenn Sie mir dann gestatten,
daß ich Sie selbst zu Herrn Doktor Wedemeier, den ich auch
gut kenne.“
„Aber das ist ja wirklich ganz reizend von Ihnen! Wie soll ich
nur dafür danken!“ Glückselig schüttelte er Karl die Hand.
„Bitte, bitte — in solchen Fällen muß man sich doch gegen-
seitig beistehen!“ entgegnete der Verliebte aufmunternd und froh,
daß nun gerettet war.
Als man nach Ruhheim kam, wurde die Rothbremse gezogen.
Der Zug hielt. Sofort meldete sich der Kranke, gab seinen
Grund für die Unterbrechung der Fahrt an, den der
Schlichter schließlich auch gesten ließ, und als die Strafe bezahlt
war, fuhr der D-Zug weiter.
Karl aber geleitete seinen Gefährten, der sich jetzt schon be-
wundernd wohl fühlte, nach dem Sanatorium des Doktor Wede-
meier. Klar hatte er aber seinen Patienten dem Herrn Doktor
vorstellen, so eilte er zu seiner Martha, der er überglücklich sein
sich über das Erlebnis berichtete.
Mit offenen Armen wurde er empfangen und bald genug
erzeugte er sich, daß er den Onkel durchaus nicht als Neben-
bühler zu fürchten brauchte.
Nach einer halben Stunde trat das junge Paar dann zum
Doktor Wedemeier hin. Und als auch der den ganzen Verlauf

dieses Abenteuers erfuhr, mußte er herzlich lachen und sagte:
„Run, wenn die Sache so steht, will ich dem Glück meiner Tochter
auch nicht im Wege sein.“

Glücklich saßen sich die jungen Leute in die Arme.

Zwei Stunden später, mit dem Dammelszug, traf dann auch
der gute Onkel Waldemar ein. Noch immer lächelte er sehr zuver-
sichtlich. Als er plötzlich jedoch seinem Nefsen gegenüberstand, ver-
ließen ihn mit einmal alle guten Geister, und als er sah, wie Frau-
lein Martha ihren Arm in den des Nefsen legte, da wurde es dem
lieben Onkelchen endlich klar, daß er hier nichts zu hoffen hatte.

Papa Wedemeier aber klopfte ihm lächelnd auf die Schulter
und tröstete ihn mit einem guten alten Burgunder.

Der Lebertrankte aber wurde bald wieder gesund, denn es er-
wies sich, daß seine schwere Krankheit meist nur in der Einbildung
bestand. Natürlich erfuhr auch er später alles, aber auch er lachte
herzhaft darüber, erfreute das junge Paar durch ein nobles Hoch-
zeitsgeschenk und sagte schmunzelnd: „Solch eine Idee kann man
nur haben, wenn man verliebt ist.“

Geschwindigkeit ist keine Hererei.

Alexander Dumas der Ältere arbeitete mit ungeheurer Leich-
tigkeit. Einmal war er mit einer großen Gesellschaft auf
die Jagd gegangen. Als er neunundzwanzig Stück Wild geschossen
hatte, erklärte er: „Ich bin müde und habe genug von dem
Spaß. Jetzt schicke ich nur noch mein dreißigstes Stück, dann
gehe ich nach dem Schlosse zurück.“ — Gleich darauf hatte er
wieder ein Rebhuhn erlegt und zog sich nach dem Schlosse zu
Compigne zurück. Es war zwölf Uhr mittags.

Die übrigen Jagdgenossen blieben noch bis um fünf Uhr,
dann trafen alle im Schlosse wieder zusammen. Sie fanden den
alten Dichter vorm Kaminfeuer sitzend und sich vergnügt die
Hände reibend.

„Ah“, rief sein Sohn ihm zu, „du hast ohne Zweifel ein köst-
liches Mittagsschlafchen genossen!“

„So günstig war mir das Glück nicht“, antwortete ihm der
Vater. „Dies nichtsnutzige Geflügel auf dem Gutshofe hat
mir keinen Augenblick Ruhe gegönnt.“

„Was in aller Welt hast du dann den ganzen Nachmittag
allein mit dir angefangen?“

„Je nun, ich habe ein Theaterstück geschrieben. Jetzt ist's
eben fertig geworden“, meinte Dumas der Ältere kaltblütig zum
nicht geringen Erstaunen der Jagdgenossen.

Das Theaterstück, das in dieser durch Hahnkrähen und Hühner-
gadern verdorbenen Mittagspause entstanden war, hieß „Romu-
lus“ und errang auf den weltbedeutenden Brettern großen Erfolg.
C. L.

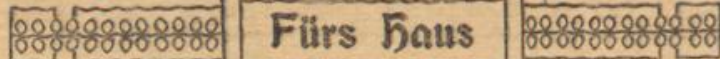
Kriegsgebet.



Der Gott, nun schlage du darein,
Erhöre das Flehen deiner Freunde,
Sieh her, wir kämpfen ganz allein
Mit einem übermächtigen Feinde.
Du weißt es selbst, Herr, unser Schwert,
Es lechzte nicht nach Macht und Ehren,
Für unseren bedrohten Herd
Ergriffen wir die blanken Wehren.
Dum leih wie Israel uns doch,
Herr, deinen Arm zum Stützen — Siegen,
Dann werden, läm die Hölle noch,
Die Deutschen niemals unterliegen.

Eugen Böhm

Fürs Haus



Bei der Geleeprobe

Laucht man den Löffel in das Ge-
lee, löst das überflüssige ablaufen
und behält nur einige Tropfen,
die man mit dem Löffel so lange
schwenkt, bis sie ein wenig abge-
kühlt sind. Dann macht man es,
wie unsere Abbildung zeigt. Ist
das Gelee genügend stark eingekocht,
so muß es sich in einzelnen Trop-
fen von dem Löffel lösen. Anderen-
falls ist es noch zu dünn und muß
noch härter eingekocht werden.

Einspruch.

Der Wille wohnt erlauchten Humor.
Der Auge seinen Blick zum Wagnis.
Der Tümpel steht den großen Dingen vor
Und der Centime wipelt von den Schen.
Otto Prommer.



Unsere Bilder

Flüchtender Feldfasan. Der Fasan kommt bei uns im Freien nur als Feldfasan vor. Die Edelhasen, Gold-, Silber- und Diamantfasanen, die zu den farbenreichsten Vertretern der Vogelwelt gehören, sind in unseren Strichen nicht heimisch und kommen nur in Tiergärten vor, in die sie eingeführt worden sind. Die Feldfasanen werden des trefflichen Wildbrets wegen von Jagdliebhabern in ihren Jagdgebieten eingeführt und geschont. Sie selbst überlassen, gehen sie zumeist ein. Denn kein Huhn ist so vielen Gefahren ausgesetzt wie der Fasan. Er unterliegt weit mehr als alle Verwandten den Witterungseinflüssen und wird ungleich häufiger als jene von Raubtieren aller Art gefangen. Sein ärgster Feind ist der Fuchs, welcher die Jagd ebenso regelrecht betreibt wie der Mensch, aber noch besser als dieser jede Gelegenheit wahrnimmt, das wohlgeschmeckende Wild zu ergattern. Die jungen Fasanen werden von Mardern und Katzen weggenommen. Habichte und Weihen tun auch das Ihre, überwältigen sogar manchen Alten. So kommt es, daß die Fasanenzucht nirgends bei uns günstige Ergebnisse erzielt, obwohl ihre Vermehrung eine facile ist. Der gewöhnliche Fasan hat wie das Feldhuhn seine Schutzfarbe. Sie hilft ihm aber nicht viel. Sein Lauf ist zwar gut, aber sein Flug schlecht. Dazu kommt, daß sein Freiheitsdrang unbegrenzt ist. Er liebt es, frei umherzuschweifen. Einen bestimmten Stand hat er nicht. Sein Hauptaufenthalt ist das Feld mit nahem Waldbestand, in den er sich, sofern er Gefahr wittert, flüchtet. Seine Sinne sollen nicht sehr ausgebildet sein. Er wird geradezu als dumm bezeichnet, leicht völlig aus der Fassung zu bringen. Wird er von einem Menschen oder Hund überrascht, so verhält er ganz, daß ihm die Natur Flügel verliehen hat, und geht zuletzt an seiner eigenen Dummheit zugrunde.

Vizefeldwebel Rißke ist der Pfleger eines einfachen, schlichter Leute in Bursdorf bei Burgstädt. Er rückte als Gefreiter zu Kriegsbeginn mit ins Feld, erwarb sich bald das Eisene Kreuz zweiter Klasse und wurde Unteroffizier. Für sein stets tapferes Verhalten und die Kaltblütigkeit bei Ausführung der ihm zugewiesenen Befehle empfing er die St.-Heinrichs-Medaille in Silber und wurde Feldwebel. Den Auszeichnungen folgte bald die Militär-St.-Heinrichs-Medaille in Gold und die seltene Auszeichnung: das goldene Eichenblatt für Patrouillen-Dienste. Im September erhielt Rißke noch das Eisene Kreuz erster Klasse.

Obertamant Ritter v. Tuschel, bewährter deutscher Kampfflieger, brachte im Luftkampf sein 21. feindliches Flugzeug zum Abschluß; er war an den für den Gegner außerordentlich verlustreichen Luftkämpfen im Juli erfolgreich beteiligt; während er bis zum 1. Juni zusammen 16 Luftsiege verzeichnen konnte, brachte er es im Juni bis zum 21. Abschluß. Mit diesen Erfolgen steht er in der Reihe der besten deutschen Kampfflieger an sechster Stelle, an deren Spitze Freiherr v. Richtofen mit 57 Luftsiegen sich befindet.

Sieben Söhne im Felde. Der Fleischermeister Christian Belzig aus Neuben, Herzogtum Anhalt, hat sieben Söhne im Felde. Fünf stehen seit Anfang des Krieges im Felde, die zwei jüngsten sind im Sommer 1915 eingetreten; drei davon sind schon verwundet worden, stehen aber bereits wieder im Felde. Durch Thronerhebung ist es möglich geworden, alle zusammen auf Urlaub zu bekommen, wie auf unserer vorstehenden Aufnahme zu sehen ist.

Aufmontieren eines Scheingeschüßes. Daß auf Täuschung des Gegners berechnete Listen auch in diesem blutigsten aller Kriege immer noch eine gewisse Rolle spielen, zeigt die Aufmontierung eines Scheingeschüßes. Einem harmlosen Baumstamm wird durch angemessenes Bewerben das drohende Aussehen eines Kanonenrohres verliehen, und feindliche Flieger vermag solche Maskerade wirklich manchmal zu täuschen. Daß wir dort, wo ein feindlicher Angriff erfolgt, genügend wirkliche Geschütze stehen haben, um die Angriffe blutig zurückzuweisen, dafür ist natürlich gesorgt. Auch dafür, daß die Einsicht in unsere Geschützstellungen den Feinden nicht leicht wird.

Allerlei

Raheliegend! „Sehen Sie, der Tenorist, der jetzt gerade singt, ist ein eifriger Anhänger des Jägerischen Volkstheaters; er trägt nur Schafwolle auf dem Leibe.“ — „Ah so! darum blüht er auch so auffallend.“

Interessante Hausinschrift. Am Klostertrag des ehemaligen Klosters Lüne bei Lüneburg ist folgende lateinische Inschrift zu lesen: „Optima sunt pietas, modus et cognosce te ipsum. Talpa foris, domi argus.“ Zu deutsch: „Das Beste ist Frömmigkeit, Maßhalten und sich selbst erkennen. Draußen sei ein Maulwurf, daheim ein Argus.“ — Zum Verständnis des zweiten Teils sei daran erinnert, daß man in früheren Zeiten annahm, der Maulwurf wäre blind, und daß der Argus der griechischen Sage sehr scharf sehen konnte. Der Satz hat also den Sinn: Achte nicht viel darauf, was die Leute draußen, die Nachbarn, tun, aber sieh genau zu, wie es in deinem Hause zugeht; also: kümmere dich um deine eigenen Angelegenheiten, fege vor deiner Tür. P. H.

Wertwärtigen Aberglauben bei der Kinderkaufe kann man noch in manchen kleinen Städten und Dörfern unseres Vaterlandes beobachten. So lange ein Grab auf dem Kirchhofe offen steht, darf nicht gekauft werden, weil sonst der Täufling nicht alt wird. Bevor der Täufling aus dem Hause

zur Kirche getragen wird, legt man einen Beien (oder auch eine Art einen Beien kreuzweis) auf die Türschwelle, die der Taufzug überschreiten dieses Mittel bricht die Zauberwelt alles Bösen, das das Kind je bedrücken könnte. Aber die Taufe gehalten wird das Kind von einem Paten in andern Geschlechts — andernfalls bleibt es ledig. Knaben und Mädchen aber taufen man nicht mit demselben Wasser, sonst — bekommen die Mädchen einen Bart, und keines der Kinder verheiratet sich später einmal.

Wallenstein schlief nur wenige Stunden, war unermüdlich tätig, und duldig bis zum Eigensinn, streng bis zur Grausamkeit, freigebig bis zur Verschwendung. Nur selten bediente er sich der Hand des Schreibers; nur alle wichtigen Briefe, auch gewöhnliche Befehle schrieb er eigenhändig oft über zwanzig an einem Tage. In seiner Nähe duldete er kein Geräusch, Wagensgeräusch, Hundegebell, selbst das Klirren der Sporen war ihm wider; ausgestellte Posten mußten den Ankommennden andeuten, sich ruhig zu verhalten. Von vielen Worten war er kein Freund, lachte selten, war finster und sprach fast immer in herbem Tone. Eine süßne Zeit belief er warm und kräftig. Er legte dann, wie Graf Gualdo berichtet, seine Hand liebevoll auf das Haupt oder auf die Schulter des Tapsen und sagte zu allen: „Diesem gebührt die Ehre des Tages!“ oder „Diesem ist man der Sieg schuldig! Ehre und Auszeichnung seiner Tapferkeit!“ In solcher Ruhmte der Herzog öffentlich den Kriegsgeneral Jolani nach dem bei Badach vorgefallenen Treffen mit den Schweden; den Marschall von Schweden nach der Eroberung von Prag; den General Dona bei der Wiederobernahme von Chemnitz und den Oberst Vogorad nach der Schlacht bei Lützen.



Charakterist.
„Scharf mir, Meis, das haare Sander! Tollsteife sollt' neuntzig Biering!“
„Om, mo muh? Nachher halt möglichst wenig bemehen!“

Gemeinnütziges

Englische Geranien verlangen nach dem Rückschnitt leichten Halbschatten, wodurch die Pflanzen nicht nur ein gesünderes Laub, sondern auch ein intensiver gefärbtes Flor erhalten. In voller Sonne aber werden die Blüten zumeist etwas fahl.

Schwarzwurzelblätter liefern einen feinen Spinat. Da die Wurzel erst im zweiten Jahre zum Ertrag kommt, können im ersten Jahre die Blätter allein oder gemeinsam mit Herbstspinat zubereitet werden.

Frühe und getrocknete Zuckerrübenschnitzel finden als Ertrag für Grünfütter gute Verwendung auf dem Geflügelhofe.

Nurei geernteter Honig wird leicht sauer. Der Gärungsprozess ist noch nicht vollendet, auch der überschüssige Wassergehalt noch nicht abgedunstet. Sauer wird unreinlich geschleudert Honig. Fremdbakterien verursachen eine Zersetzung des Honigs, die sich am ersten durch Sauerteig fühlbar macht. Sauer wird Honig, der in feuchten Räumen offen steht, weil er aus der Umgebung Wasser aufnimmt. Man schleudert den reifen Honig, läßt ihn gleich nach dem Schleudern und bewahrt ihn luftdicht verschlossen in trockenen Räumen auf.

Kartoffeln und Apfel. Kartoffeln werden in Salzwasser gar gekocht und zerstampft. Unterdessen hat man halb so viel Apfelsinens bereitet, die Kartoffelbrei vorhanden ist. Dann wird der Kartoffelbrei mit dem Apfelsinens nebst drei Eßlöffeln voll Butter gut vermischt, das Gericht bequemt auf einer flachen Schüssel angerichtet, mit Speckwürfeln und in Fett gebräuteten Semmelkrumen bestreut und als Beilage zu Schabracken gegeben.

Homogramm.

A	A	A	A
B	B	B	D D E
E	E	E	E F I
L	L	N	N P R
R	S	S	S S T
T	T	U	U

Die Buchstaben in dieser Figur lassen sich so ordnen, daß die einander entsprechenden wogerechten und senkrechten Reihen bezeichnen:
1) Eine deutsche Melodienstrophe.
2) Einen Schachtel in Chiffre.
3) Eine Königin von Israel.
4) Eine Kopfbedeckung.
W. Spangenberg.

Notenrätsel.

Ordnet man die Noten von der tiefsten zur höchsten so nennen sie darunter sich befindlichen Buchstaben eine bekannte Oper. Hans v. d. M. 1915
Auf Lösung folgt in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer:
Des Anagramm: Gefang, Ganges. — Der Gränzungsauflage: Gefang, Wäldchen, Kartoffel, Marischall, Feuerwerk, Königssee, Juchterhai, Professor, Wäldchen, Wäldchen, Zugbrücke, Andromeda, Mahanure, Frankfurt, Testament, Kartoffel, Georgische. — In der Frauen Schloß liegt des Hauses Ros.

Alle Rechte vorbehalten.
Verantwortliche Schriftleitung von Graf Weisler, gedruckt und herausgegeben von Steiner & Weisler in Stuttgart.